

Schriftsteller schreiben wieder über Gott

Von der „Renaissance des Katholischen“ bei Gegenwartsautoren – Ein Gespräch mit dem Schriftleiter der Zeitschrift „Communio“, Professor Jan-Heiner Tück **VON ANJA KORDIK**

Die Pastorkonstitution „Gaudium et spes“ nimmt in ihrem Artikel 62 das Verhältnis von Religion und Literatur in den Blick: „Auf ihre Weise sind Literatur und Kunst für das Leben der Kirche von großer Bedeutung. Denn sie bemühen sich um das Verständnis des eigentümlichen Wesens des Menschen, seiner Probleme und seiner Erfahrungen bei dem Versuch, sich selbst und die Welt zu erkennen und zu vollenden.“

Seit einiger Zeit lässt sich – leise vielleicht, doch vernehmbar – eine „Renaissance katholischer Motive“ in der Gegenwartsliteratur feststellen. Die jüngsten Veröffentlichungen renommierter Autoren geben davon Zeugnis: unter ihnen die Buchner-Preisträger Peter Handke, Martin Walser, Arnold Stadler und Felicitas Hoppe, ferner der seit Jahrzehnten in Berlin lebende Schweizer Schriftsteller Thomas Hürlimann und des Kölner Schriftsteller, Germanist

und Hochschullehrer Hanns-Josef Ortheil. Auf neue, je eigene Weise setzen sich diese Autoren mit ihren katholischen Prägungen auseinander, zum Teil durchaus kritisch, oft aber dankbar erinnernd. Bezüge zur katholischen Liturgie – Gottesdienstbesuche und Beichterfahrungen werden geschildert, Priesterpersönlichkeiten treten in den Blickpunkt in der Weise, werden einfühlsam beschrieben.

Die internationale katholische Zeitschrift „Communio“ (1/2013 Schwabenverlag Ostfildern) widmet sich der Fragestellung „Renaissance des Katholischen in der Gegenwartsliteratur?“ Die Zeitschrift hat dazu einige neuere literarische Stimmen des Katholischen versammelt. „Ich wäre jedoch zurückhaltend, von einer generellen Wiederkehr des Katholischen in der Literatur oder gar von einer Erneuerung katholischer Literatur zu sprechen“, so der Wiener Dogmatiker Professor Jan-Heiner

Tück, Schriftführer von „Communio“. Tatsache sei, dass sich nach einer langen Phase in der Nachkriegsliteratur, in der Autoren wie Hans Magnus Enzensberger, Arno Schmidt, auch Siegfried Lenz und Günther Grass ihre „religiösen Antennen“ gleichsam eingezogen hatten, eine doch bemerkenswerte Wiederzunahme religiöser, besonders katholischer Motive in der Literatur feststellen lasse.

Das katholische Element, so der Wiener Theologe, komme weniger auf der Ebene komplexer theologischer Auseinandersetzungen zum Tragen, von vereinzelten Beispielen abgesehen wie Martin Mosebachs kontrovers diskutiertem Essay „Häresie der Formlosigkeit“ (2002) oder Martin Walsers Buch „Rechtfertigung, eine Versuchung“ (2011), in dem er sich mit der Frage der Rechtfertigung unter Rückgriff auf Autoren wie Kafka und Thomas Mann auseinandersetzt. „Das Katholische in der gegenwärtigen

Literatur kommt eher auf der Ebene der Erfahrung und biografischen Prägung ins Spiel – etwa bei Peter Handke, wenn er die sprachprägende Kraft von Liturgie in die Literatur überführt.“

Grundsätzlich existieren viele Berührungspunkte und Schnittflächen zwischen Religion und Literatur. Große Literatur, betont Jan-Heiner Tück, sei immer auf den Menschen bezogen. „Sie hat stets eine anthropologische Stoßrichtung insofern, als sie versucht, der Vielfalt menschlicher Erfahrungen, von Freude, Hoffnung, wunderbarem Erleben, auch Schuld, innerer und äußerer Not in den Blick zu nehmen.“ Auch die Religion wendet sich gerade dieser Vielfalt, zum Teil Widersprüchlichkeit menschlicher Erfahrungen zu, beleuchtet sie im Horizont der Gottesfrage. Innerhalb dieses Horizontes formuliert Religion Antworten auf die Frage nach dem Sinn menschlicher Existenz.“

Die Kirche sieht ihre Aufgabe durch die Zeiten hindurch darin, dem Menschen besonders an den „Knotenpunkten seiner Existenz“ – Geburt, Initiation, Liebe, Tod – und auch in existenziellen Krisen Begleitung und Hilfe anzubieten. „In der Beichte“, betont Jan-Heiner Tück, „wird unmittelbar erlebbar, dass der Mensch der Gnade Gottes wirklich vertrauen kann – so kann er darauf bauen, dass ihm die Absolution gegeben wird, die keine menschliche Instanz ihm gewähren kann. Die Beichte ist ein Ort, wo der Mensch, stotternd vielleicht, sich der Gnade Gottes öffnen darf.“ In der Vergangenheit wurde die Beichte von einigen Schriftstellern eher als „Instrument der Knechtung und seelischen Unterjochung“ beschrieben. Neuere literarische Zeugnisse hingegen etwa bei Felicitas Hoppe oder Hanns Josef Ortheil betonen wieder den „befreienden Charakter“ der Beichte.

Interessant ist auch zu beobachten, dass es eine Reihe von Autoren der jüngeren und mittleren Generation gibt, Menschen, die in der Regel nicht mehr in einem geschlossenen katholischen Milieu aufgewachsen sind. Bei ihnen lässt sich zum Teil eine neue Unbefangenheit beobachten in ihrer Rede von Gott. Beispielhaft ist der Frankfurter Schriftsteller, Philosoph und Literaturpreisträger Andreas Maier, Jahrgang 1967. So sind seine Frankfurter Poetikvorlesungen (2006 bei Suhrkamp erschienen) über weite Strecken eine literarische Auseinandersetzung mit dem Matthäus-Evange-

lium. Von Andreas Maier stammt die Aussage: „Irgendwann habe ich begonnen, mir das Wort ‚Gott‘ zu gönnen, sonst habe ich extreme Schwierigkeiten, bestimmte Dinge auszusprechen. Es kann nicht sein, dass wir das Wort Gott nur benutzen, um uns zu vergewissern, dass schon alles gut und richtig ist. Wenn wir von Gott sprechen, wissen wir, dass wir über etwas sprechen, das außerhalb unserer selbst ist.“

Mit der neuen Rede von Gott, so Jan-Heiner Tück, verbinde sich auch eine größere „Offenheit für das Schöne, Wahre und Gute“. Damit, unterstreicht der Theologe, würden Autoren wie Sibylle Lewitscharoff ein über lange Jahre in der zeitgenössischen Literatur vorherrschendes Tabu aufbrechen und einer allgemein zeitkritischen Strömung entgegenreten, die es geradezu verbiete, „über das Schöne, Wahre und Gute auch nur zu sprechen. Die Autoren plädieren dafür, es zur Sprache zu bringen, doch nicht in einer verflachenden, simplen Weise. Es geht ihnen darum, den Spuren des Schönen, Wahren und Guten in der Wirklichkeit literarisch nachzugehen.“

Die Frage nach Gott ist wieder verstärkt präsent in der Literatur der Gegenwart. Martin Walser etwa schildert in seinem Rechtfertigungs-Essay, wie Menschen ständig bestrebt sind, sich selbst zu rechtfertigen und dabei in eine Spirale der Bezichtigungen gegen Andere geraten, nur um selbst besser dazustehen. Und Walser schreibt weiter: „Was wäre, wenn es eine Instanz gäbe, die uns so sein lässt, wie wir sind, was dazu führen würde, dass wir andere so sein lassen können, wie sie sind?“ Auch bei Handke findet sich eine Passage, in der er von Gott spricht und formuliert, er stelle sich Gott vor „als jemanden, der uns wohlwollend anblickt“. Und die Erfahrung, wohlwollend angeblickt zu werden, führe, so Handke, dazu, dass wir uns selbst leichter und dankbarer annehmen können und zugleich Andere dankbarer annehmen. „Hier kann der Glaube an Gott einen Ausweg aus festgefühten Mechanismen von Schuld und Beschuldigen markieren“, verdeutlicht der Wiener Theologe Tück. „Allerdings kann Literatur nur überzeugen, wenn sie erfahrungsbezogen und sprachsensibel letzte Fragen ins Wort bringt, die auf die Gottesfrage verweisen. Wenn sie in ihrer Diktion allzu fromm ist und geradezu als verlängerter Arm der Katechese auftritt, hat sie keine Chance.“



Jan-Heiner Tück, Professor für dogmatische Theologie an der Universität Wien und Schriftleiter der Zeitschrift „Communio“.

Foto: Kordik